

## Späte Selbstporträts

### Metamorphosen, Übergänge

Wie geht einer damit um, wenn er das letzte Kapitel seines Selbst konkret vor Augen hat, wie reagiert einer nach der tödlichen Diagnose, die keinen Zweifel mehr zulässt daran, dass die Apokalypse des persönlichen Kosmos da ist, das Ende der individuellen Existenz? Wie viel Souveränität kann einer bewahren in einem solchen Moment, und was sagt das wiederum aus über sein Leben? Erhält einer diese Nachricht, so schleudert ihn das wohl augenblicklich hinaus über die vielleicht lebenslang eingeübte Annäherung an den Tod, die Schulung durch kluge Vergegenwärtigung des „Memento Mori“. Jedoch: „Ich denke jeden Tag dreihundert Mal an den Tod.“, hatte der große, meisterlich souveräne Theaterregisseur Jürgen Gosch kurz vor seinem Tod gesagt und war dann doch schrecklich überwältigt, als es soweit war.

„Ich bin *dein* Tod!“ so artikulierte der inzwischen verstorbene Schauspieler Martin Benrath vor vielen Jahren einmal Hugo von Hofmannsthal's Satz aus dem „Jedermann“ auf der Salzburger Bühne unter offenem Himmel. Die Betonung des Possessivpronomens erklärte die Unausweichlichkeit des kommenden Ereignisses mit harter Radikalität. Das hier, hieß das, ist *dein* Tod, nicht der Tod schlechthin und nicht der noch so beklagenswerte eines anderen Menschen, sondern *deiner*, dein ganz persönliches, einzigartiges Ende. Präziser, grausamer hätte ein Darsteller den kurzen Satz nicht intonieren können.

Für den Künstler Botond war es mehr als eine Ahnung, es war längst Gewissheit, dass er bald nicht mehr leben würde, als er seine letzte Serie mit Köpfen, eine Sequenz mit Selbstportraits zeichnete, um etwas festzuhalten von sich selbst, philosophische Porträts des Abschieds aber auch der Annäherung.

Seine letzten Selbstporträts sind Antizipationen, skizzenhafte Vorläufer des Kommenden. Behutsam beschreiben sie Übergänge, und schattenhaft formulieren sie die unendliche Vielzahl der Metamorphosen und End-Stationen zwischen Bewusstsein, Schlaf und Tod. Manche zeigen den Künstler anonymisiert, entpersönlicht, als verlöre da einer schon in der Annäherung an den Tod ein Stück seiner lebenslang selbst behaupteten Identität. Manche der Zeichnungen konturieren einfach Köpfe, aber feine Netzwerke wie Spinnenfäden ziehen ahnungsvoll über Augen und Mund. Andere Porträts schildern den Künstler nüchtern, brutal mit kahlem Schädel nach den Torturen der Chemotherapie. Immer aber skizzieren die Zeichnungen zugleich Dasein, das Noch-Dasein, sind wesenhaft und körperlos zugleich. Manche zeigen den Künstler als Person klar erkennbar mit der scharf geschnittenen Nase, dem ungeordneten Bart. Einmal greift eine Hand, wie eine Krallen, blutleer ins Leere. Zyklophenhaft, einäugig blickt der Künstler einmal auf das eigene Sterben. Einige Portraits, gnomenhaft, sind wie Chiffren eines klugen sterbenden Kobolds, andere wieder wirken, als habe sich ein Aristokrat als Hofnarr maskiert. Allesamt aber sind es Untersuchungen des eigenen Ich in den letzten Rollen, und es gibt wohl viele letzte Selbsterfahrungen, wenn sich einer im Verschwinden begriffen wähnt. Einmal zeichnet Botond sich greisenhaft, mit geschlossenen Augen. Manche Porträts wirken untröstlich, aber ungewiss ist, ob sich die Trauer auf den

Gesichtern zeigt, weil hier einer sterben muss oder weil der Schmerz das letzte ist, was man vom Leben spürt.

Einmal konfiguriert sich der Künstler wie ein zartes Gespenst, schemenhaft, unwirklich, leicht, eine Luftgestalt, hereingeschwebt aus den Märchenbüchern der Kindheit, die augenlos, hellgesichtig und doch hellsichtig ins Dunkel blickt. Eines der behutsamsten Porträts zeigt ihn wie einen alten chinesischen Weisen, einen Philosophen aus Tusche, mit nur wenigen Strichen entworfen.

Niemals wild, toll, tobsüchtig, sondern still sind diese letzten Arbeiten. Sie strahlen eine große Ruhe aus, selbst da wo der Künstler zu schreien scheint. Aber auch das ist wohl eher Widerspruch, letztes Widerwort, die Gegenrede eines Menschen, für den Affirmation, Anpassung, Resignation Fremdwörter blieben bis zum Schluss. Es ist, als wolle da einer aufbegehren gegen den Tod und als habe er auch gute Argumente dafür.

Doch zugleich, und das ist seltsam, lenken die letzten Selbstporträts, diese Metamorphosen und Skizzen der Übergänge, den Blick auch zurück auf die Bilder des Lebens. Während ich das schreibe, erscheint in Blickweite ein Foto des Künstlers gelehnt an eine Bücherwand in meinem Arbeitszimmer, aufgenommen 2002 bei einer privaten Lesung. Wie immer lächelnd, trägt der Künstler hier einen eigenen Text vor. Unwillkürlich taucht wieder das Gesicht des Lebenden auf, gewinnt lebendige Kontur: Da ist plötzlich der Künstler mit seinem unvermeidlichen Glas Rotwein in der Hand, der Pfeife und einem Lächeln, das fast hinübergleitet in ein leicht diabolisches, fast ein wenig dämonisches Grinsen, aber doch ein freundliches, als sei die Welt ein verzweifelter Witz und vergeblich um Ernsthaftigkeit bemüht. Ironie eine Bastion gegen die tief empfundene, geahnte Vermutung, dass das Leben es doch ernst meinen könnte mit einem selber. Und man erinnert sich, dass der früh verstorbene Dichter Heinrich von Kleist meinte, das Leben besäße allein für denjenigen, der es nicht schätzte, einen Wert. Schöner Widerspruch.

„Lass uns das Leben mehr schätzen“, hatte Botond indessen kurz nach der Krebsdiagnose mutig erklärt, wie ein Eingeständnis jenes Versäumnisses, das er selber lebenslang kultiviert hatte. Und das er nun vor dem Hintergrund des Todes vielleicht für ignorant, töricht, ja gefährlich, vielleicht sogar verbrecherisch erachtete.

Der Künstler Botond hat bis zum Ende an Übergänge, an die Verbindung des Individuums mit dem Universum geglaubt. Dass es da einen Dialog gäbe. Botond war in den letzten Jahren der Meinung, dass das Universum eine Rolle spiele für die Identität des Einzelnen, dass der Kosmos ein lebendiger Apparat sei, mit dem das Individuum in Verbindung treten könne. Botond also hatte an einen Sinn geglaubt und daran, dass man eine Teilantwort dem schweigsamen Kosmos abringen könnte durch Vergegenwärtigung der eigenen Existenz, durch das Besprechen, Artikulieren, Manifestieren, auch durch den Prozess des Zeichnens etwa.

Botonds letzte Porträts beschreiben diesen Dialog und geraten zugleich zu einem unbeobachteten letzten Selbstgespräch, einer letzten Begegnung und Spiegelung. Es sind Vergewisserungen oder Selbstvergewisserungen vor dem Hintergrund der tödlichen Frage: Was war das noch gleich: Ich?

So viel ist sicher: Ein künstlerisches Leben kann nie ein ganz sinnloses Leben gewesen sein. Zum einen gehört zur Kunst ja immer der Ernst der

Ohnmächtigen und Verzweifelten, das heißt derjenigen, die dem Leben wirklich Sinn geben können. Und zum anderen ist, wie es etwa James Joyce in seinem „Ulysses“ formulierte, jede Form der Kunst immer ein, wenn auch codiertes, „Ja“ zum Leben.

Der Philosoph Michel Montaigne schrieb in seinen berühmten Essays, dass Philosophieren „sterben lernen“ hieße, und dass man das menschliche Glück nur nach dem Tode beurteilen kann. „Der Tod ist unvermeidlich, alle steuern wir dem gleichen Ziel zu“, heißt es da. Und weiter; „Sich in Gedanken auf den Tod einrichten, heißt, sich auf die Freiheit einrichten: Wer zu sterben gelernt hat, den drückt kein Dienst mehr, nichts mehr ist schlimm im Leben für denjenigen, dem die Erkenntnis aufgegangen ist, dass es kein Unglück ist, nicht mehr zu leben.“ Eine Sentenz, die korrespondiert mit den Vermutungen des Existentialisten Albert Camus, der behauptete, dass der Tod die letzte Freiheit sei.

In Lars von Triers großartigem Film „Melancholia“, in dem der Filmemacher den Untergang der Welt durch die Kollision der Erde mit einem anderen Planeten imaginiert, ist es eine junge, schöne, durch das Leben längst untröstlich gestimmte Frau, die im Angesicht des Todes den größten Mut aufbringt. Während alle anderen in Panik und Blindheit verfallen, bleibt sie als Einzige verzweiflungsresistent, stark. Geschult durch kluge Traurigkeit, die manche auch Depression nennen, kann sie als Einzige dem Ende gefasst ins Auge blicken. Man weiß nicht, ob „sterben lernen“ wirklich möglich ist. Man kann nur, so wie Botond etwa, vergegenwärtigen.

*Barbara Bogen*